

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofsgasse Nr. 15.

Nr. 117. Pränumerationspreise:
Für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;
Auflage ins Haus wrlj. 25 fr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Mittwoch, 22. Mai 1878. — Morgen: Desiderius.

Insertionspreise: Ein-
seitige Zeilen zu 4 fr., bei
Wiederholungen à 3 fr. An-
zeigen bis 5 Zeilen 20 fr.

11. Jahrg.

Loyalität und Panславismus.

Wir haben den neuesten, gewiß aufrichtigen und anerkennenswerthen Loyalitätskundgebungen von slovenischer wie von italienischer Seite nicht jene Bedeutung beigelegt, welche ihnen von verschiedenen Organen der Presse beigegeben wurde, weil wir einerseits Loyalität für die erste selbstverständliche Voraussetzung des Staatsbürgerthums halten und andererseits uns nicht berufen fühlten, Reclame für politische Gegner zu machen, welche nicht verfehlen, aus solchen Vorfällen für ihre verkehrten Bestrebungen Kapital zu schlagen. Wir trennen nämlich scharf die Tendenzen einer ganzen, in ihrem Kern reichstreu Bevölkerung von jenen einer Partei oder Clique, welche nach unserer tiefsten Ueberzeugung für den Bestand Oesterreichs verderblich sind.

Mit der Nachricht von italienischen Annexionswühlereien verknüpfte sich seinerzeit alsbald die zeitgemäße Wiedererweckung der Taboridee als eines sehr fruchtbaren Agitationsmittels, und man setzte für dieselben auch schon ganz resolut das längst abgewirrhastete „Königreich Slovenien“ auf die Tagesordnung. Die Taboridee verpuffte aber wirkungslos, und nun soll zur Abwechslung gar aus einer Loyalitätskundgebung unserer italienischen Mitbürger panslawistisches Kapital geschlagen werden! Befamntlich haben nämlich 11,000 italienische Anwohner des rechten Sonzo-Ufers in einer Loyalitätsadresse gegen italienische Annexionsgelüste protestiert. Statt nun aus dieser ganz spontanen und patriotischen Kundgebung den unabwiesbaren natürlichen Schluß zu ziehen, daß die italienische Bevölkerung unseres Südens noch genug loyale Elemente in sich schließt und Annexionsbestrebungen von ausländischer Seite daher in derselben keinen Boden haben, will „Narod“ in einer Görzer Korrespondenz daraus fürs erste sich selbst ein Loyalitätszeugnis gegen unsere „Verdächtigungen“

schmieden und sodann den Beweis ableiten, daß das beste Mittel, Oesterreich stark zu machen und ein Gegengewicht gegen italienische Expansionsgelüste zu schaffen, eine politische Vereinigung aller unter seinem Szepter lebenden Slaven sei.

Von einem Königreich Slovenien, falliten Andenkens, wird vorläufig noch nichts gesagt, wol aber werden mit der Anpreisung der panslawistischen Panacee perfide Seitenhiebe auf „preussensüchtige“ Deutsche und ihre „hochverräterischen“ Absichten in gewohnt liebenswürdiger Weise verknüpft. Unsere Antwort auf die geschilderte Idee des „Narod“ ist eine sehr einfache.

„Narod“ hat nicht nöthig, für das slovenische Volk Loyalitätszeugnisse zu sammeln, wir haben dessen Loyalität nie bezweifelt. Wir waren immer überzeugt, daß die nationalen Schwärmerieen im Volke keinen Boden haben, daß auch eben deshalb z. B. die Agitation für ein Königreich Slovenien eine ganz aussichtslose sei. Wir haben stets nur von einer „Partei“, einer „Clique“ gesprochen, deren verkehrte Bestrebungen die Schwächung, ja den Zerfall Oesterreichs zur Folge haben müßten. Kommen wir aber zu der anderen Seite der Frage, nämlich welchen Einfluß eine panslawistische Gestaltung Oesterreichs auf Italien haben müßte, so bedarf es wahrhaftig keiner besonderen Dialektik, um das Verkehrte der gegnerischen Conclusionen darzuthun.

Nicht eine Stärkung Oesterreichs könnte das Durchbringen der slavischen Hegemoniegelüste in Oesterreich bewirken, sondern nur den Anfang seiner Auflösung, seines Zerfalls. Würde die Slavisierung des österreichischen Südens „von der Drau bis zur Adria und von der Donau bis Cattaro“ je durchgeführt werden können, was freilich jedem nüchtern Denkenden chimärisch erscheinen muß, so würde das freundschaftliche Verhältniß Oesterreichs zu Italien den stärksten Stoß erhalten, der Schmerzensschrei der mit Slavisie-

rung bedrohten Italiener würde eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als er jemals besaß, und die „südslavische Monarchie“ der „Fanfulla“ würde, gewiß zur Befriedigung aller Italianissimi, nicht im Stande sein, Oesterreich vor dem Anprall der annexionslustigen Elemente zu retten.

Lasse doch „Narod“ Slovenen und Italiener loyal sein, wie sie es in ihrer großen Mehrheit immer waren, lasse er die verschiedenen Völkerrassen Oesterreichs ohne chimärische Einheitsbestrebungen friedlich neben einander leben, an den Grundrechten der Verfassung ohne gegenseitige Bekämpfung theilnehmend und in der Loyalität gegen Reich und Dynastie geeinigt; es bedarf keiner panslawistischen Rezepte für Oesterreich; Oesterreich ist kein „kranker Mann“ und will mit den Doktoren des „Narod“ nichts zu thun haben.

Den wohlmeinenden loyalen Slovenen und Freunden des „Narod“ aber stellen wir die weitere Frage: Seht Ihr es nicht an den Annexionsintriguen der Italianissimi, wie gefährlich die doctrinäre Nationalitätsabgötterei ist? Die Nationalitätsidee hat das „einige Italien“ geschaffen und uns zwei blühende Provinzen gekostet, wollt Ihr, daß Oesterreich noch weitere Opfer dem nationalen Moloch bringen soll? Wollt Ihr auch bei uns den Rassenkampf mit allen seinen Greueln entfesseln?

Wir wissen wohl, daß die Antwort nicht anders als verneinend lauten kann, dann aber müssen wohlmeinende loyale Slovenen sich auch fragen, ob sie mit einer Partei gehen können, deren Bestrebungen in ihren letzten Konsequenzen mit der Auflösung des Reiches zusammenfallen.

Die Bankdebatte im Herrenhause.

In der Sitzung vom 20. d. M. wurde die Debatte über das Bankstatut fortgesetzt. Graf Leo Thun trat gegen die neue Bank auf, er

Feuilleton.

Die deutsche Sprachinsel Barz in Krain.

In der Section „Küstenland“ des deutschen und österreichischen Alpenvereins hat Karl Freiherr v. Ezrögnig in Triest einen Vortrag gehalten, welcher die ausführlichsten Daten über die oben genannte, bisher wenig bekannte deutsche Sprachinsel in Krain bringt. Wir entnehmen diesem interessanten Beitrag zu unserer Landeskunde Nachstehendes:

Die deutsche Sprachinsel Barz, im Gerichtsbezirk Bischoflack, ist eine Ansiedlung von Tirolern aus dem Pusterthale, welche Bischof Emicho von Freising 1283 hieher verpflanzte. Sie kamen aus der Umgebung von Innichen, Beweis das Urbar von 1318 und ihre Sprache, sowie die noch bis in unsere Tage reichenden Beziehungen zu der dortigen Pfarrkirche, welcher alljährlich ein Opferbeitrag gespendet wird, das sogenannte „Käsergeld“, es ist nämlich für eine Messe zur Abwendung von Insektenfraß bestimmt.

Man erreicht Barz in vier Stunden von Bischoflack aus, von Feistritz in der Woche in starken drei Stunden über ein etwa 1400 m. hohes Joch. Freiherr v. Ezrögnig wanderte nach Barz von Kirchheim im Küstenlande aus über ein der Wasserscheide beider Meere angehöriges 1141 m. (m. M.) hohes Joch in fünf Stunden.

Die eigentliche deutsche Kolonie Barz besteht aus den Weilern Ober- und Unterbaine (zarzerisch: Ober- und Unterhoben), Poresen, Zaberdam (zarzerisch: Hinterm Ed), Raune (zarzerisch: Eben), Torka, Oberbarz (slov.: Sorica, zarzerisch: Dörfle), Unterbarz (zarzerisch: Bahre).

Die Kirche liegt in Unterbarz auf einer Seehöhe von 932 m. nach Freiherrn v. Ezrögnigs barometrischer Messung; nahe dabei das Widdum, in welchem dormalen der gastfreundliche und entgegenkommende hochw. Herr Matthäus Jereb als Pfarrer haust. In wohlangebauten, von vielen Gärten durchzogenen, waldbesäumten Fluren liegen da die ansehnlichen, von Wohlstand der Bewohner zeugnenden, oft mit Schiefer gedeckten, aber sehr zerstreuten Häuser der einzelnen Weiler. Im Norden wird das Barzer Gebiet begrenzt durch

den Felswall, der das Thal der Wocheiner Save im Süden abschließt; ihn bilden der „Donnerskofel“, die „alte Mauer“, das „Beil“ (die drei Bezeichnungen sind zarzerisch), dann der Ratitz, in seinem östlichen Verlaufe der Zelouzwald. Westlich reicht es bis zum Sattel „na kočah“, jenseits dessen die zu Deutschruth (im Görzer Gebiet) gehörigen Ansiedlungen liegen, in denen das Deutschthum nun fast erloschen ist.

Südlich reicht das Gebiet bis zum Thalbach der Zehner (slovenisch: Sora oder Sorica), nach Osten sind die slovenischen Bauern von Salilog die nächsten Grenznachbarn.

Zur jetzigen Ortsgemeinde Barz gehören auch mehrere slovenische Ortschaften; der deutsche Antheil zählt nach der Conscription vom Jahre 1869: 96 Häuser mit 921 Bewohnern.

Im Barzer Deutsch wird das s im Anlaute wie das slovenische z oder das französische j (in jour) ausgesprochen, daher zu dessen Wiedergabe in den folgenden Sprachproben meist das z gebraucht ist. W wird b, doch klingt es zuweilen rein w, a wird ä ausgesprochen, wie dies im

sprach für den Föderalismus, nachdem Dr. v. Plener für den Centralismus, Kaiserfeld für den Dualismus das Wort ergriffen hatten. Graf Thun tadelte das Projekt einer dualistischen Bank und stellte dagegen das Projekt einer föderalistisch organisierten Staatsbank auf, bei welcher doch die etwaigen Fehler der dualistischen Bank sich potenzieren müßten. Uebrigens erklärte Graf Thun eine Reichsbank in einem constitutionellen Staate als unmöglich und wollte der Zettelbank einen socialistischen Verursacher vindicieren. R. v. Hasner replicierte dem Vorredner, im Sinne der Regierungsvorlage seine Einwendungen widerlegend. Freiherr v. Winterstein unternahm es, die Irrthümer der Plener'schen Rede zu widerlegen. Er zeigte, daß der Organismus der Bank nach kaufmännischen und finanzpolitischen Gesichtspunkten alle Bedingungen einer soliden Geschäftsführung darbiete. Der Finanzminister rechtfertigte das Vorgehen der Regierung, der abgeschlossene Ausgleich entspreche nicht den höchsten Anforderungen, aber er bedeute in seinen Resultaten einen besseren Zustand als den bisherigen. Eine größere Stabilisierung des Ausgleichs sei von der Regierung vom Anbeginn angestrebt worden, sie sei aber unerreichbar gewesen, und der Standpunkt der Regierung sei wesentlich dadurch erschwert worden, daß die Kündigungsklausel im Zoll- und Handelsbündnisse von 1867 gerade von österreichischer Seite, und zwar mit vieler Mühe gegen Ungarn durchgesetzt worden war. Der Berichterstatter, Geheimrath Moser, wies nach, daß es ein österreichisches Interesse sei, unserem Zettelinstitut zu einer gesetzlich anerkannten und geschützten Stellung in Ungarn zu verhelfen, wo dasselbe mit so enormen Summen engagiert sei. Das Resultat der Debatte — die Annahme des Bankstatuts — wurde bereits telegraphisch gemeldet.

Zur Orientfrage.

Wir haben noch immer nichts als Friedensgerüchte und Hoffnungen zu verzeichnen, mit welchen parallel die Kriegsrüstungen ununterbrochen ihren Weg gehen. Die offiziellen Blätter halten an ihrer optimistischen Auffassung fest, welche bis jetzt noch durch keine Thatfache bestätigt ist, ein einziger Wistön bringt in dieses Friedenskonzert aus London. Die „Times“, bis jetzt stets das getreue Echo jedes Situationswechsels, bringen in der zweiten Ausgabe ihrer Nummer vom 20. Mai folgendes Telegramm ihres Korrespondenten in Pera, der sich bei der dortigen deutschen und österrei-

bairisch-österreichischen Dialekte überhaupt oft der Fall ist.

Am reinsten ist die Jarzer Mundart noch von den Weibern zu hören, die Männer lernen das heutige österreichische Deutsch beim Militär, bei ihren Wanderungen nach Kärnten, von dem sie nur durch einen schmalen, dünn bevölkerten Strich slovenischen Landes getrennt sind. Sie halten auch darauf, daß ihre Kinder Deutsch können, bis 1875 hatte Jarz noch einen Schullehrer, der zuletzt für sechs bis sieben Kinder regelmäßig Unterricht in der deutschen Sprache gegen ein freiwillig entrichtetes monatliches Honorar von 50 fr. per Kopf erteilte. Wer da weiß, wie schwer der Bauer freiwillig für Unterrichtszwecke Geld ausgibt, muß gestehen, daß die Väter dieser Kinder sehr am Deutschthum hängen. Freih. v. Czörnig fragte die Leute, ob sie gute deutsche Bücher als Geschenke annehmen würden. Sie verneinten dies mit dem Bemerkten, daß sie deutsch lesen nicht gelernt hätten.

Ueber den dormaligen Zustand der Jarzer Sprache sagte dem Verfasser ein etwa 50jähriger Bauer: „Unsere Sprachen ischt nicht mehr ganz genau wie zie haben geschprochen unsere Eltern, zie ischt schon zusammengeschlossen mit deutsche Wort.“

(Schluß folgt.)

chischen Botschaft über die Situation informierte: „Friedenshoffnungen werden in den hiesigen diplomatischen Kreisen kaum noch gehegt (scarcely entertained). Die deutsche Botschaft hat die Friedenshoffnungen bereits aufgegeben. Die österreichische Botschaft ist von Rußlands unverföhlicher Haltung überzeugt. Die österreichische Politik nimmt eine definitive Gestalt an. Was die Pforte betrifft, so ist sie jetzt vollständig über den Charakter der militärischen Maßregeln Oesterreichs beruhigt und sieht einen österreichischen Einmarsch in Bosnien mit nicht größerer Besorgnis an, als die Anwesenheit der englischen Flotte im Mar-mara-Meere. Fünf weitere englische Transportschiffe mit indischen Truppen passierten heute den Kanal von Suez.“

Vor Konstantinopel hat sich die Lage insofern geklärt, als die Tendenz der russischen „Truppenverschiebungen“ in nicht mißzuverstehender Weise an den Tag getreten ist. Die Russen hatten es zunächst nicht auf Konstantinopel, sondern auf die Befestigungen des Bosporus abgesehen. Am Freitag, den 17. d. M., nachmittags verließen die russischen Truppen San Stefano, ohne jedoch das Lager und das Hauptquartier daselbst aufzuheben, und demonstrierten südlich den türkischen Stellungen gegenüber, während sie ihre Hauptmacht, darunter 18 Batterien Artillerie, nordostwärts dirigierten. Zugleich verbreitete sich das Gerücht, daß die Kosaken Pirindjitsi besetzen wollen, worauf der Sultan, der gerade in den „Süßen Wässern“ weilte, den Befehl an die türkischen Truppen ergehen ließ, die Befestigung des erwähnten, von den Russen bedrohten Punktes eventuell mit Waffengewalt zurückzuweisen. Infolge dieses Befehles wurden an die türkische Mannschaft auf der ganzen Linie Patronen vertheilt und mehrere Batterien Geschütze in nördlicher Richtung abgefeuert. Am Samstag standen sich nun beide Armeen in so feindseliger Weise gegenüber, daß es nur des geringsten Anlasses bedurfte, um einen blutigen Zusammenstoß hervorzurufen. Ueberall war die Nachricht verbreitet, daß die Russen sich der europäischen Seite des oberen Bosporus bemächtigen wollen. Die Erregung der Gemüther in der türkischen Hauptstadt war eine um so größere, als man sich vergebens bemühte, den Widerspruch zwischen den friedlicheren Nachrichten aus Petersburg und den auffälligen und noch immer verdächtigen russischen Truppenconcentrierungen vor Konstantinopel zu erklären. Das Räthselhafte der Situation wurde noch durch die Kunde erhöht, daß der neue russische Botschafter, Fürst Labanoff, anlässlich der Antrittsaudienz dem Sultan gegenüber den warmsten Versicherungen bezüglich der friedlichen Gesinnungen und Absichten Rußlands Ausdruck gegeben habe.

Die Pacification der Insurrection im Rhodopegebirge ist mißlungen, aus Adrianopel werden neue Zusammenstöße der Insurgenten mit Russen gemeldet, welche letztere in der Nähe von Kaslioi eine Schlappe erlitten und 200 Mann verloren haben sollen.

Aus Pola, 19. Mai, wird der Grazer „Tagesspost“ geschrieben: „Mit dem gestern von hier abgegangenen Lloydampfer „Giora“ wurden Proviantartikel massenhaft nach dem Kriegshafen zweiter Klasse Gravosa befördert. Es wird beabsichtigt, eine zweckmäßigere Armierung aller Forts, Batterien und Redouten durchzuführen. Die ungewöhnlichen 12- und 14-Centimeter-Hinterladungs-geschütze sollen durch 21-Centimeter Krupp'sche Geschütze ersetzt werden.“

Tagesneuigkeiten.

— Ein Veteran. Aus Lundenburg schreibt man: „Diesertage haben wir bei uns einen Veteran zu Grabe getragen. Der pensionierte Thormächter der Nordbahn, Namens Josef Hrabal. Der Verstorbene stand in einem Alter von 105 Jahren,

ward im Jahre 1802 zu dem k. k. 6. Dragoner-Regimente Graf Risch assentiert, machte in den Reihen dieses Regiments die Schlachten im Jahre 1804 bei Ulm, 1809 bei Aspern und 1813 bei Leipzig mit und erhielt 1826 seinen Abschied. Er war einer der ältesten Diener der Nordbahn. Jedes Kind in der Gegend kannte den „alten Hrabal“, der bis zu seinem Todestage ziemlich rüstig und gesund geblieben war. Er lebte von seiner Pension als Bahnbediensteter und hinterließ weder Weib noch Kind.“

— Ein Blitz aus heiterem Himmel. Aus Köln wird über ein seltsames Naturereignis von einem Augenzeugen folgendermaßen berichtet: „Heute, Montag (13. d.) vormittags, war ich in Aachen. Ich stand mit noch einem andern in nächster Nähe der Stefanskirche vor dem Schaufenster eines Geschäftshauses. Die Sonne blühte freundlich vom Himmel herab und kein Regentropfen fiel zur Erde. Da plötzlich sahen wir hoch oben in der Luft eine Feuermasse, dieselbe fuhr mit einem einzigen gewaltigen Schlage, ähnlich wie er beim Plagen einer Bombe gehört wird, herab in den Thurm der Stefanskirche und warf hier eine Glode aus dem Glockenstuhl herab; dieselbe blieb glücklicherweise im Gewölbe liegen. Der Feuerstrahl hatte auch nicht gezündet. Betäubt stand ich eine Sekunde, dann sprang ich entsezt in das nächste Haus hinein; der Herr, welcher neben mir gestanden, hatte dasselbe gethan; wir zitterten beide am ganzen Leibe. Es war mir, als wäre ich im Rücken von einem heftigen Schlage getroffen worden, das Gefühl war so deutlich, daß ich meinen Rock auszog, um zu sehen, ob er beschädigt sei; doch derselbe zeigte nicht die geringste Verletzung. Aus den umliegenden Häusern stürzten nun die Leute heraus, alle sahen bestürzt nach oben. Wie ich später erfuhr, hatten die meisten geglaubt, ihr Haus sei von dem Schlage getroffen worden.“

— Ein Gaunerstückchen. Kürzlich trat ein anständig gekleidetes Individuum mit langem Ueberrock und Stulpstiefeln in ein Restaurant in Olten bei Genf. Er ließ sich ein Diner geben, und nachdem er dasselbe mit großem Appetit verspeist, suchte er sich zu brüden, ohne vorher seine Beche zu berichtigen. Man bemerkte es und machte ihm begreiflich, daß es in Olten Sitte wäre, zu bezahlen, was man verzehrt hätte. „Ich habe kein Geld bei mir,“ gab er zur Antwort. Man will seinen Hut als Pfand zurückbehalten. Dagegen remonstrirt der Herr sehr lebhaft. „Nehmen Sie lieber mein Beinkleid.“ Er begibt sich in ein Nebenzimmer und entledigt sich dort des Pfandobjektes. Durch seine Stiefel und seinen Ueberrock gegen indiscrete Blicke geschützt, machte er sich, bei ziemlich heftiger Kälte, auf den Weg nach Soleure. Er geht in ein Gasthaus, bestellt sich Zimmer und ein Abendbrot, und nachdem er letzteres mit gleichem Appetit verzehrt wie das Diner, begibt er sich zur Ruhe. Zuvor macht er jedoch aus seinen Kleidern ein Bündel und übergibt sie dem Kellner zum Reinigen. Am andern Morgen bringt man ihm seine Kleider zurück. „Wo sind meine Beinkleider?“ fragt er mit ärgerlicher Miene. Der Kellner will nichts gesehen haben. Der andere schlägt Lärm, der Wirth wird dadurch herbeigerufen und fragt nach der Ursache. „Meine Beinkleider! meine Beinkleider! Was haben Sie mit meinen Beinkleidern gemacht?“ Der Wirth fürchtet für den Ruf seines Etablissements und beeilt sich, die Kleidung seines Gastes zu vervollständigen. „Und meine Börse?“ fragt dieser, indem er in den Taschen seines neuen Beinkleides herumwühlt. Endlich gelingt es, ihn auch in dieser Hinsicht zufrieden zu stellen. Wie viel er bekommen hat, ist nicht herausgekommen. Man weiß nur, daß der Wirth ihn bei seiner Abreise zur Thür begleitete und ihn bat: „Lieber Freund, thun Sie mir den Gefallen, über die Geschichte nicht zu sprechen.“

— Ein Herr Ascoug in Buffalo hat ein Wasser-Velociped erfunden. Dasselbe besteht aus zwei Pontons von galvanisiertem Eisen, auf